



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

**„Die Frage nach Gott und dem Menschen.  
Theologie in der Universität“**

**Rede  
der Bundesministerin für Bildung und Forschung,  
Dr. Annette Schavan, MdB,**

**anlässlich  
der Eröffnung des Universitätszentrums Theologie  
am 28. September 2007  
in Graz**

**Sperrfrist: Beginn der Rede!**

*Vorbemerkungen:*

Im Leitbild Ihrer Theologischen Fakultät heißt es: „Wir bekennen uns zur Katholisch-Theologischen Fakultät als einem Ort kritischer Reflexionen im Rahmen einer staatlichen Universität. Die in ihr handelnden Personen arbeiten im Spannungsfeld von Glaube und Vernunft, von Kirche, Kultur und Gesellschaft.“

Die kurze Passage macht deutlich: Wer über die Theologie in der Universität spricht, beschäftigt sich mit mehreren Beziehungen, in denen die Theologie als Wissenschaft steht. Das sind Beziehungen innerhalb der Universität und zur Kirche ebenso wie Beziehungen, die aus den Wirkungen ihrer Reflexionen in Kultur und Gesellschaft entstehen.

Nur so lässt sich auch verstehen, wieso sich die Theologie als Wissenschaft über Jahrhunderte in europäischen Universitäten und in der Kirche einen besonderen Stellenwert erarbeitet hat.

*Der Bezug auf das „Ganze“ der Wirklichkeit*

Zum 550-jährigen Bestehen der Universität Freiburg im Breisgau, das wir im Juli diesen Jahres gefeiert haben, erschien ein Buch mit dem Titel: „Universität ohne Gott? Theologie im Haus der Wissenschaften“<sup>1</sup>. In der Einführung schreibt der Herausgeber, die Theologie beziehe sich auf das „Ganze“ der Wirklichkeit und dies in der „Deutungsperspektive einer gläubigen Vernunft“. Und weiter heißt es: „Doch um inner- und außeruniversitär als Wissenschaft anerkannt zu werden, muss sich die Theologie an bestimmten Wissenschaftsstandards messen lassen, vor allem an exzellenter Bildung, Forschung und Lehre, wissenschaftlicher Objektivität, Methodenreflexion, Inter- und Transdisziplinarität und – in Zeiten der Ökonomisierung des Wissens immer wichtiger – am Prinzip der Wahrhaftigkeit.“<sup>2</sup>

Theologie an der Universität bedeutet weit mehr als die Ausbildung des künftigen kirchlichen Personals. Für Ihre Fakultät gilt, was für Katholisch-Theologische Fakultäten in Österreich und Deutschland gleichermaßen festzustellen ist: Das Interesse junger Männer und Frauen am Studium der katholischen Theologie hat in den vergangenen Jahren deutlich nachgelassen. In Österreich betrug die Studierendenzahl an Theologischen Fakultäten

---

<sup>1</sup> Herausgeber: Helmut Hoping, Freiburg 2007

<sup>2</sup> ebenda S. 9/10.

1996/97 rund 3.800; zehn Jahre später zählten die Statistiker rund 1.000 weniger. In Graz waren es im Sommersemester 1996 696 Studierende, im Sommersemester 2006 459.

Der Blick nach Deutschland<sup>3</sup> zeigt Ähnliches. Im Studienjahr 2004 waren in Deutschland rund 900 Ersteinschreibungen im Studienfach „Katholische Theologie“ zu verzeichnen. Das waren 22 Prozent weniger als noch 1994. Auch die Zahl der männlichen Studienanfänger, die eine Diplomprüfung oder das Lizentiat anstreben und damit potentielle Kandidaten für das Priesteramt sind, ist zwischen 1994 und 2004 um 23 Prozent auf rund 200 zurückgegangen.

Doch nicht nur die katholische Theologie verliert als Studienfach an Interesse. Die Zahl der Studienanfänger in der evangelischen Theologie ging im angesprochenen Zeitraum um ebenfalls fast 10 Prozent zurück.<sup>4</sup> Und auch bei den evangelischen Theologen hat die Perspektive, den Beruf des Pfarrers oder der Pfarrerin zu ergreifen, erheblich an Attraktivität verloren. Ihre Zahl ging seit 1994 um mehr als 40 Prozent zurück.

Das führt zu Empfehlungen wie der des Bayerischen Obersten Rechnungshofes, der eine Reduzierung der Fakultäten vorgeschlagen hat, weil die üppige Ausstattung in keinem Verhältnis zur geringen Studierendenzahl stehe.

Wer über die Theologie im Haus der Wissenschaft urteilt, darf sich nicht allein an Studierendenzahlen orientieren. Der Blick auf das Ganze der „universitas“ darf nicht das Nutzenkalkül allein auf die Ausbildung des kirchlichen Personals richten. Wo dies dennoch geschieht, „hat die Universität als Ort, der dem freien, selbstbestimmten Denken eine Heimat gibt, keine Zukunft.“<sup>5</sup>

Theologie gehört im Haus der Wissenschaften zu den Disziplinen, die jenes Wissen generieren, das weder Naturwissenschaft, Technik oder Ökonomie zur Verfügung stellen können. Wissen, das den Menschen jenseits einer durch Technik und Naturwissenschaft geprägten Welt verstehen lässt und Orientierung stiftet. Franz Kardinal König hat bei einer Jahrestagung der von ihm mitbegründeten „Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste“ 1994 festgestellt: „Mit der Welt der Technik wuchs ein neues Lebensgefühl: Prinzipielle Machbarkeit, Manipulierbarkeit, Verfügbarkeit von allem und jedem erweckten den Eindruck, dass die aus der europäisch-abendländischen Überlieferung stammenden Fundamente einer religiösen Lebensordnung ihre Gültigkeit verlieren oder verloren haben.

---

<sup>3</sup> Im Wintersemester 2002/03 waren 19.000 Studierende an den Katholischen-Theologischen Fakultäten eingeschrieben.

<sup>4</sup> Interessant ist aber, dass nachdem die Zahl der Neueinschreibungen im Jahr 1998 mit 800 einen Tiefpunkt erreicht hatte, in jüngster Zeit wieder ein deutlicher Aufwärtstrend zu beobachten ist. Allein 2004 nahmen 1.200 Neumatrikulierte ein Studium der evangelischen Theologie auf, das waren 15 Prozent mehr als im Vorjahr.

<sup>5</sup> Wolfgang Frühwald: Die Frage nach dem Menschen. in: Helmut Hoping (Hrsg.): Ebenda S. 103f.

Der technische Fortschritt, die technische Welt enthüllten so für den Menschen eine neue Wirklichkeit. ... Es ist die Frage nach dem Sinn des Lebens, nach Glück, Leid und Tod, die eine technische Welt allein nicht beantworten kann.“<sup>6</sup>

So imposant die Erfolgsgeschichte der Technik und Naturwissenschaften ist, so wenig kann sie die eschatologischen Fragestellungen beantworten beziehungsweise Orientierung und Sinn stiften. Die Frage etwa, was bestimmte Erkenntnisse der Hirnforschung für das Selbstverständnis des Menschen als freiheits- und verantwortungsfähiges Subjekt bedeuten, ist nicht mehr die Frage der Hirnforschung. Die normativen Grundlagen unserer Kultur werden weder von der Technik, den Naturwissenschaften oder der Medizin beantwortet.

Christoph Marksches, der Präsident der Humboldt-Universität in Berlin hat in seiner Antrittsvorlesung auf den Lehrstuhl für ältere Kirchengeschichte an der dortigen Evangelisch-Theologischen Fakultät deshalb dafür plädiert, die Theologie stärker als Lebenswissenschaft zu bewerten. Er spricht davon, dass bereits in der Antike „ein eher naturwissenschaftlich geprägter und ein eher geisteswissenschaftlich geprägter Zugang zum Leben nebeneinander standen und es weder der antiken Theologie noch der Medizin oder einer anderen Naturwissenschaft gelungen ist, diese Zugänge als eine Art ‚Überwissenschaft‘ wirklich zu synchronisieren.“

Schon in der Antike sei deutlich geworden, dass es beider Zugänge bedürfe. „Konkrete Aussagen über das Leben unter den Bedingungen seiner natürlichen und künstlichen Umwelt machten und machen Medizin und Biologie; konkrete Aussagen über ein gelebtes Leben im Horizont des Lebens an und für sich machen Philosophie und Theologie. Eine Gesellschaft, die sich einen der beiden Zugänge sparen würde, wäre plötzlich sehr arm.“<sup>7</sup>

Es bedarf der Theologie im Haus der Wissenschaften, die die Tradition befragt und in ein Verhältnis setzt zur Modernisierung. Papst Benedikt XVI. hat es in seiner Schlussansprache nach seiner Pilgerreise durch Österreich so gesagt: Alles „Überlieferte (bedarf) stets neuer und vertiefender Betrachtung und Reflexion“.

Mit dem „Universitätszentrum Theologie“ hat die Universität Graz ein wichtiges Zeichen gesetzt. Sie hat der Theologie auch äußerlich Raum gegeben im Haus der Wissenschaften. 13 Institute der immerhin ältesten Fakultät der Karl-Franzens-Universität sind nun unter einem Dach vereint. Der Ort der Theologie im Haus der Wissenschaften ist damit auch architektonisch sichtbar. Dazu gratuliere ich der Universität herzlich.

---

<sup>6</sup> Franz Kardinal König: Gottesglaube in einer technisierten Welt. in : Ders.: Haus auf festem Grund, Wien/München/Berlin 1994, S. 248f.

<sup>7</sup> Christoph Marksches: Ist Theologie eine Lebenswissenschaft? Einige Beobachtungen aus der Antike und ihrer Konsequenzen für die Gegenwart, Hildesheim/Zürich/New York 2005, S. 34

### *Die Tradition der europäischen Universität*

Die Bedeutung der Theologie in der Universität wird deutlich, wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Europäischen Universität werfen. Die Institution der Universität entstand im Europa des 12. Jahrhunderts.

Die ersten Universitäten bauten auf schon vorhandenen Schulen auf. In Bologna waren es die von Juristen privat unterhaltenen Rechtsschulen; in Paris entstand die Universität aus der Kathedralschule von Notre Dame, an der Theologie betrieben wurde, sowie anderen Bildungsstätten, an denen die Artes, Recht und Medizin gelehrt wurden. In Montpellier entwickelte sich aus den Medizinschulen eine Medizinuniversität.

Diese Schwerpunkte waren eng verbunden mit den „*artes liberales*“, die überhaupt erst das Fundament an Bildung für ein höheres Studium legten. Während sich aber nach dem Vorbild Bologna in Südeuropa die Universitäten auf eine Fakultät und die notwendigen propädeutischen Fächer ausrichteten, wurden für die Universitäten der nördlichen Gegenden vier Fakultäten mit einer Zweiteilung typisch: Sie teilten sich in die niedere Fakultät der Artes und die höheren der Theologie, Jurisprudenz und Medizin. Hier entstand eine Dialogkultur über die Grenzen der Fächer hinweg.

Die Universität als „*universitas magistrorum et scholarium*“ wurde so zu einer Bildungseinrichtung, für die es weder an anderen Orten noch vorher Entsprechungen gab. Schnell erlangten die neu entstandenen Universitäten mit ihrem „*studium generale*“ einen Ruf, der Interessierte aus ganz Europa anzog. Das machte eine gewisse Organisation erforderlich: Unterbringung und Versorgung mussten genauso gewährleistet werden, wie Räume für die Lehre. Daneben mussten Standards für Lehre und Prüfungen festgelegt werden, um die universale Geltung der erworbenen Grade zu gewährleisten.

In Paris waren es die Lehrenden, die Zusammenschlüsse und Regelungen festlegten. In Bologna meldeten sich die Studierenden zu Wort und etablierten Standards. Am Ende stand die Anerkennung durch eine überregionale Macht. Das Papsttum nahm diese Aufgabe gerne wahr, nicht zuletzt um damit auch seinen universalen Machtanspruch zu unterstreichen. Der Blick zurück in das Mittelalter zeigt aber noch etwas anderes: In den ersten Jahren und Jahrzehnten durchliefen die Universitäten einen fortwährenden Umbauprozess. Wenn auch die Theologie im Haus der Universität einen festen und womöglich einen unangefochtenen Platz einnahm als heute, so war es ihr eigenes Ringen um den Status einer Wissenschaft, das zu einer gewissen inneren Fragilität beitrug.

Von Beginn der Entwicklung an war das Ziel, durch die Einführung philosophischen Denkens in die Wissenschaft des Credo zum intellectus fidei, zu einer wissenschaftlichen Theologie zu führen. Dies geschah im Anschluss an Anselm von Canterbury, der in seinem Proslogion sein berühmtes Programm „credo ut intelligam“ formulierte. Bernhard Welte hat dies „den ersten und grundlegenden Schritt der planmäßigen Entwicklung der Theologie als theoretischer Wissenschaft, damit aber einen der entscheidenden Schritte zur Entbindung der mittelalterlichen Wissenschaften und ihrer Lebensformen überhaupt“ genannt.<sup>8</sup>

Welte beschreibt die wohl bedeutendste Zäsur der Universität in Europa um die Wende des 18. Jahrhunderts herum durch die Auflösung der „großen mittelalterlichen Lebensformen“. Er schreibt: „Wenn die Universität diesen Einschnitt überhaupt überleben sollte, so war auf dem alten Grunde eine ideelle und organisatorische Neubegründung vonnöten.“ Diese Neubegründung war in Deutschland besonders gekennzeichnet vom deutschen Idealismus. „Von daher kam Rang und Anspruch des Neuansatzes der Wissenschaft und damit der Universität nach der großen abendländischen Zäsur.“<sup>9</sup>

Es sind Denker wie Hegel und Schelling auf evangelischer Seite und der Freiburger Dogmatiker Franz Anton Staudenmaier auf katholischer Seite, in deren Konzeption die Theologie ihren Ort im Ganzen der Wissenschaften mit Hilfe der Philosophie erhielt. Staudenmaier machte deutlich, „dass die Theologie, um Wissenschaft zu sein, einer ihr immanenten Philosophie bedürfe, nicht freilich, wie er sagte, zur Produktion des Inhaltes der Theologie, sondern zu deren wissenschaftlicher Reproduktion.“<sup>10</sup>

Wer den Blick auf die Geschichte der Universität wirft, muss schließlich an Wilhelm von Humboldt erinnern. Er hat am Ende des 18. Jahrhunderts die Universitäten, die zu reinen Lehrstätten geworden waren, zu Stätten der Produktion von Wissenschaft gemacht. Dazu gehört die Einheit von Forschung und Lehre ebenso wie die Einheit der Wissenschaft, wonach jedes Fach im Zusammenhang der gesamten Wissenschaft zu sehen ist. Für den Humanisten Humboldt richtete sich das Konzept am Ideal der Bildung aus. Wissenschaft bildet – das war der Anspruch. Manche finden ihn heute nicht mehr zeitgemäß, finden, dass diese Idee vergangenen fernen Zeiten angehört. Angelsächsische Länder haben die Einheit von Forschung und Lehre, die Bildung durch Wissenschaft für sich als Erfolgsrezept erkannt. Ich bin davon überzeugt, die Universität als Herzstück des Wissenschaftssystems sollte die Humboldtschen Ideen in das 21. Jahrhundert transformieren.

---

<sup>8</sup> Bernhard Welte: Die Philosophie in der Theologie. in: Ders.: Auf der Spur des Ewigen. Freiburg/Basel/Wien 1965. S. 367.

<sup>9</sup> Ebenda S. 367.

<sup>10</sup> Ebenda S. 369.

Seit Humboldt hat die Universität zahlreiche Wandlungen erfahren und befindet sich heute in Europa erneut in einem tiefgreifenden Umbruchprozess, der alle Fakultäten einschließt. Dieser Umbruch betrifft die Organisation der Universität und betrifft auch die Ziele des Studiums.

Die neue Organisation erfolgt im Bologna-Prozess. Die Ziele sind allgemein anerkannt: Es soll die Transparenz der Studiengänge und deren Vergleichbarkeit erreicht werden. Die Wege sind – vorsichtig formuliert – noch nicht überall akzeptiert. Im Bologna-Prozess steckt für den Wissenschaftsstandort Europa eine große Chance – für seine Attraktivität und für die Mobilität der Lehrenden und Lernenden. Dazu ist es notwendig, nicht Harmonisierung zu versuchen, sondern die Übersetzung der Vielfalt europäischer Studiengänge mit dem Ziel der Vergleichbarkeit. Dazu ist auch nötig, Besonderheiten einzelner Studiengänge, wie z. B. die Notwendigkeit des Erlernens alter Sprachen in der Theologie zu berücksichtigen und also Flexibilität der Dauer des Studiums zu ermöglichen. Mit dem Bologna-Prozess steht Europa in einem weltweiten Wettbewerb. Die Qualität muss am Ende stimmen, wenn der Wissenschaftsstandort Europa attraktiv sein soll.

Mit der konkreten Umsetzung der Ziele in hierfür geeignete konkrete Studienkonzepte übernimmt die Universität eine hohe Verantwortung. Ein höheres Maß an Berufsfähigkeit muss verbunden werden mit dem Anspruch der Bildung durch Wissenschaft. Manche Diskussion innerhalb von Universitäten ist gleichwohl noch längst nicht vom Bewusstsein aller Fachvertreter geprägt, dass der Bildungsauftrag mehr meint, als die Zahl der Stunden, die für ihr Fach zur Verfügung steht. Dies darf aber nicht dem Bologna-Prozess an sich zum Vorwurf gemacht werden. Das, was in der Tradition „studium generale“ heißt, muss auch in Zukunft einen Platz in der Universität haben, wenn der Bildungsauftrag ernst gemeint ist.

Die Frage der Qualität lässt sich nicht ohne Blick auf die Ziele beantworten. Wenn es nicht allein um Ausbildung für kirchliche Berufe geht, wenn Theologie in zahlreichen Beziehungen steht, dann ist das jetzt auch ein guter Zeitpunkt, nicht in gleichsam binnenkirchlichem Denken die Veränderungen anzugehen. Dann ist das der richtige Zeitpunkt, um die Frage zu beantworten, wie diese Beziehungsfähigkeit auch im Curriculum ihren Niederschlag findet. Wie steht es um die Gesprächsfähigkeit der Theologie im Blick auf die Naturwissenschaft, die Technik, die Ökonomie, die Kunst und Kultur? Wo ist theologische Kompetenz außerhalb der Kirche bedeutsam und was heißt das für den Aufbau der Studiengänge? Wie gestalten wir Masterstudiengänge, so dass die Bereitschaft zum Dialog und das Verständnis anderer Denkwelten und damit verbundener Lebenswelten Gestalt gewinnt? Nutzen Sie die Gunst der Stunde! Veränderungszeiten sind Zeiten, die Neues entstehen lassen können, das dem Alten überlegen ist!

### *Vernunft und Glaube*

Theologie braucht das gelebte Bekenntnis. Objektivität, Rationalität und die Bedingungen wissenschaftlicher Reflexionen stehen in einer „Bindung“, in der sich christlicher Glaube als Botschaft mitteilt. Diese Bindung unterscheidet die Theologie von der Religionswissenschaft. Sie beschränkt nicht kritische Reflexion, sie erschließt die Botschaft des christlichen Glaubens. Sie erschließt damit eine geglaubte Wahrheit über Gott und den Menschen, die vor Verengungsgeschichten bewahrt. In dem bekannten Dialog zwischen dem damaligen Kardinal Joseph Ratzinger und dem Philosophen Jürgen Habermas fordert der Kardinal „eine Verantwortung der Wissenschaft um den Menschen als Menschen, und besonders eine Verantwortung der Philosophie, die Entwicklung der einzelnen Wissenschaften kritisch zu begleiten, voreilige Schlussfolgerungen und Scheingewissheiten darüber was der Mensch sei, woher er komme und wozu er existiere, kritisch zu durchleuchten.“<sup>11</sup>

Theologische Reflexion weitet den Blick und zeigt Widerständigkeit gegenüber dem partiellen Blick auf den Menschen. Oder mit Wolfgang Frühwald formuliert: „Theologische Fakultäten setzen dem allgegenwärtigen, wirtschaftlich bedingten Bio-, Info- und Nano-Enthusiasmus allein durch ihre Existenz einen notwendigen Kontrapunkt. Durch dessen Widerständigkeit wird sich die ‚andere‘ Perspektive in den Ökonomismus und den Szientismus der Zeit einmischen.“<sup>12</sup>

Wissenschaft als Mit-Tun am Schöpfungswillen Gottes steht in der Verantwortung, dieses Schöpfungswerk im guten Sinne weiterzuführen. Immer geht es um die Folgen eines Eingriffs in dieses Schöpfungswerk und um das Heil für den Menschen. Wissenschaft darf deshalb nicht den handelnden Menschen absolut und unfehlbar setzen. Wissenschaftler müssen sich ihrer Endlichkeit bewusst sein. Sie brauchen einen Kompass, der ihnen Orientierung gibt.

So, wie die Theologie im Verhältnis zu den anderen Wissenschaften den Blick weitet, so gilt das auch im Verhältnis zur Kirche. So, wie die Theologie der modernen Welt nützlich sein kann beim Verständnis ihrer selbst, ihrer Herkunft, ihrer Modernisierungsprozesse und damit verbundener Lebensfragen, so ist sie auch der Kirche hilfreich. „Die Kirche braucht die

---

<sup>11</sup> Joseph Kardinal Ratzinger: Was die Welt zusammenhält. Vorpolitische moralischen Grundlagen eines freiheitlichen Staates. in: Jürgen Habermas/Joseph Kardinal Ratzinger: Dialektik der Säkularisierung. Bonn 2005, S. 41

<sup>12</sup> Wolfgang Frühwald: Die Frage nach dem Menschen. in: Helmut Hoping (Hrsg.) ebenda. S. 99



Anstrengung des Glaubensdenkens, wenn sie der Welt jederzeit verantwortlich das Evangelium vermitteln will.“<sup>13</sup>

Die Anstrengung des Denkens und der kritischen Reflexion bewahrt vor Aberglauben und jener Versuchung der Instrumentalisierung, der Religion sich zu allen Zeiten auch ausgesetzt sieht. „Der Glaube braucht das Denken, wenn er sich selbst treu bleiben will.“<sup>14</sup>

Genau hier liegt der unschätzbare Wert der Theologie im Haus der Wissenschaft. Das hat der Theologie im deutschsprachigen Raum zu ihrer internationalen Anerkennung verholfen, zu den hohen Qualitätsstandards, die im Haus der Wissenschaft Geltung beanspruchen. Ihre intellektuelle Ausstrahlungskraft hat hier ihren tiefen Grund. Sie bewahrt den christlichen Glauben vor Vereinnahmung und Verkürzung, vor sektiererischen Tendenzen und fundamentalistischer Instrumentalisierung. Sie ermöglicht die aufklärerische Kraft, die der Theologie zu eigen ist. In Zeiten, in denen die Religion auf der Bühne der Zeitgeschichte sich auch bedrohlich, weil vereinnahmt für Gewalt und Terror präsentiert, ist dieser aufklärerische Impuls nicht hoch genug einzuschätzen.

Das Bekenntnis der Kirche zu so verstandener Theologie sollte sie allerdings auch gelassener sein lassen bei der Rekrutierung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Auch für die Theologie gilt, wie für alle Wissenschaften, dass sie die besten Talente braucht. Originalität darf nicht schädlich sein.

### *Wider die Unglückspropheten*

Zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils im Oktober 1962 sagte Papst Johannes XXIII.: „In der täglichen Ausübung unseres Hirtenamtes verletzt es uns, wenn wir manchmal Vorhaltungen von Leuten anhören müssen, die zwar voller Eifer, aber nicht gerade mit einem sehr großen Sinn für Differenzierung und Takt begabt sind. In der jüngsten Vergangenheit bis zur Gegenwart nehmen sie nur Missstände und Fehlentwicklungen zur Kenntnis. Sie sagen, dass unsere Zeit sich im Vergleich zur Vergangenheit nur zum Schlechteren hin entwickle. Sie tun so, als ob sie nichts aus der Geschichte gelernt hätten, die doch eine Lehrmeisterin des Lebens ist, und als ob bei den vorangegangenen ökumenischen Konzilien Sinn und Geist des Christentums, gelebter Glaube und eine gerechte Anwendung der Freiheit der Religion sich in allem hätten durchsetzen können. Wir

---

<sup>13</sup> Karl Kardinal Lehmann: Der „intellectus fidei“. Den Glauben denkend verantworten. In: Helmut Hoping (Hrsg.): Ebenda. S. 44.

<sup>14</sup> Ebenda. S. 39.

müssen diesen Unglückspropheten widersprechen, die immer nur Unheil voraussagen, als ob der Untergang der Welt unmittelbar bevorstünde.“<sup>15</sup>

Die Feststellungen des damaligen Papstes, die vor 45 Jahren gemacht wurden, gelten damals wie heute. Das Konzil war die Aufforderung an die Christinnen und Christen, die Welt in ihrer schon damals absehbaren hohen Veränderungsdynamik nicht als Verfallsgeschichte zu sehen. Wir sollen die „Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums“ sehen. Und die Kirche als Ganze war und ist damit auch aufgerufen, zu erkennen, dass in ihr immer mehr steckt, als bislang zur Entfaltung kommen konnte. Nie kann nur gelten, was bislang erkannt und gesagt wird.

Die Versuchung ist groß, auf die hohe Veränderungsdynamik unserer Tage mit Zukunftspessimismus zu antworten und auch kirchlicherseits vorwiegend Verfallsgeschichte zu sehen. Das war im Zweiten Vatikanischen Konzil anders. Da überwog das ernsthafte Bemühen, sich dem dramatischen Charakter der Zeit zu stellen. Daraus erwuchs die Aufforderung, den Dialog als Selbstvollzug der Kirche zu begreifen. Die Kirche muss bereit sein, „den Dialog mit allen Menschen guten Willens innerhalb und außerhalb ihres eigenen Bereiches zu führen. Niemand ist ihrem Herzen fremd, niemand betrachtet sie, als hätte er mit ihrer Aufgabe nichts zu tun. Niemand ist ihr Feind, der es nicht selbst sein will. Nicht umsonst nennt sie sich katholisch, nicht vergebens ist sie beauftragt, in der Welteinheit, Liebe und Friede zu fördern.“ Das schrieb Papst Paul VI. in seiner ersten Enzyklika im Jahr 1964, die er als Wegweisung am Beginn seines Pontifikates verstand.<sup>16</sup> Darin ist die neue Sicht der Kirche in und mit der Welt aufgegriffen und ein Auftrag formuliert, der in den folgenden Jahrzehnten einen Prozess der Selbsterneuerung in Gang setzen sollte. Nichts ist der Kirche fremd. Sie zeigt Bereitschaft, Geschichte und Gesellschaft als „theologische Orte“ zu erkennen; sie kapselt sich nicht ab, stabilisiert nicht eigene Strukturen, sondern setzt sich aus, lässt sich befragen und will sich erneuern. Diese Aufforderung hat Aufbruchstimmung in die Katholische Kirche gebracht. Sie konnte nicht jenen Streit vermeiden, den möglicherweise Karl Rahner meinte, wenn er von der richtigen Dosierung zwischen Planung und Wagnis sprach. Wo grundsätzlich anerkannt ist, dass gelebtes Leben auch Quelle für die Weiterentwicklung kirchlicher Lehre sein kann, da entstehen auch neue Fragen für die theologische Reflexion im Kontext der Pastoraltheologie. Seither hat eine Ausdifferenzierung der Theologie stattgefunden, die den Disziplinen der praktischen Theologie eine wichtige Rolle im Blick auf die Reflexion heutiger Lebenswelten zuspricht.

<sup>15</sup> Ansprache Papst Johannes' XXIII. zur Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils (11. Oktober 1962), in: Walbert Bühlmann: Johannes XXIII. Der schmerzliche Weg eines Papstes, Mainz 1996, S. 118

<sup>16</sup> Ecclesiam suam, zitiert nach Herder-Korrespondenz 18 (1963/64). S. 580.

Die Frage nach der Autorität der Kirche in den dramatischen Prozessen der Veränderung hängt auch an ihrer Fähigkeit, ihre interne Dialogfähigkeit weiterzuentwickeln sowie ihre Bereitschaft zur geschichtlichen Aktualisierung der Kirche Jesu Christi. Sie muss auch Mut zeigen, jenen Mut zum Wagnis haben, der offen und empfänglich bleibt für das, was in ihr steckt und bislang noch nicht entfaltet ist. Wo sie sich dieser Herausforderung verweigert, wird zukünftige Traditionsbildung schwierig. Die Weiterentwicklung von Tradition ist kaum zu leisten, wo Neues in Prozesse der Weiterentwicklung nicht aufgenommen wird. Die Fähigkeit zu jenem Modell der „kirchlichen Intelligenz“, von dem Kardinal Walter Kasper im Blick auf den Dialog zwischen dem „Text der Welt“ und bisheriger kirchlicher Entwicklung spricht, ist notwendig.

Die Welt, in und mit der Kirche lebt, hat ihre Sicherheit in vielerlei Hinsicht verloren und ist auf der Suche nach Orientierung. Sie ist gleichsam selbst damit beschäftigt, die „Zeichen der Zeit“ zu deuten, um zukunftsfähige Perspektiven zu entwickeln. Es ist mehr als angemessen, wenn Kirche sich in solchen Zeiten auf ihren Auftrag besinnt, missionarische Kirche zu sein.

Wenn wir uns heute fragen, warum junge Männer und Frauen weniger Interesse an einem Theologiestudium haben, dann sollten wir auch selbstkritisch fragen, welche Aufgaben wir ihnen im Kontext der Kirche geben. Theologische Kompetenz in- und außerhalb der Kirche ist heute nicht weniger bedeutsam als in früheren Zeiten. Aber machen wir als Kirche, als Volk, Gottes unterwegs, auch genug deutlich, dass diese Kompetenz bedeutsam ist?

### *Den Auftrag Gottes verstehen können*

In Psalm 8 heißt es: „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, / des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? / Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, / hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt. / Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, / hast ihm alles zu Füßen gelegt.“

In dem Bewusstsein, dass Gott uns dazu bestimmt hat, verantwortungsvoll mit seinem Schöpfungswerk umzugehen, liegt es an uns, diesen Auftrag zu erfüllen. Dazu brauchen wir die Theologie, um diesen Auftrag in seinem ganzen Umfang verstehen zu können. Um zu erkennen, was wir noch nicht erkannt haben. Um zur Entfaltung zu bringen, was sich bislang in Kirche und Gesellschaft noch nicht entfalten konnte. Um die Situationen des Zweifels und der Verzweiflung zu bestehen und das Unberechenbare und Unsichere akzeptieren zu können.

Dazu braucht es Mahnung und Ermutigung, Neugierde auf das Neue, das die Zukunft bringt, und Orientierung im Umgang des Menschen mit der Freiheit und seinem Willen zur Verantwortung und Gestaltung. Und über all dem steht die Überzeugung, wie sie im zweiten Korintherbrief formuliert ist: „Wo der Geist des Herrn wirkt, da ist Freiheit“ (3,17).